



oyota
TOYOTA

AIDS



Wandbild am
MOTTE-Gebäu-
de: Die ganze
Vielfalt der Sozio-
kultur aufzeigen

DA GEHT NOCH VIEL MEHR



Die MOTTE und die Kulturpolitische Gesellschaft feiern in der ersten Julihälfte 2016 mit einer Fachtagung zu Themen der Kulturellen Bildung und anderen Aktionen gemeinsam ihren 40-jährigen Geburtstag. Gleichzeitig starten die 18. altonale und das 6. STAMP-Festival

*Text: Hella Schwemer-Martienßen
Fotos: MOTTE*



WIDERSTAND WAR EIGENTLICH NICHT VORGESEHEN, DOCH PLÖTZLICH WAR ER DA

Jeder Versuch, auf zwei oder drei Seiten die Entwicklung dieses pulsierenden Zentrums in all seinen Facetten nachzuzeichnen, wird erfolglos sein. Deswegen unternehme ich den Versuch erst gar nicht, sondern versuche mich an einer subjektiven Hommage. Es geht um unzählbare kleine und große Aktivitäten und Netzwerke, beispielsetzende und viel beachtete (inter)nationale Kontakte und Projekte, multimediale und interdisziplinäre Präsenz und Ausdrucksformen, viele Preise und Auszeichnungen ...

Die Aktivitäten der Stadtteil- und Soziokultur verfolge ich seit meiner Studienzeit in den 1970er Jahren. Wirklich nah gekommen bin ich diesem Bereich danach allerdings erst wieder in den letzten zwei Jahren durch verschiedene ehrenamtliche Tätigkeiten, u.a. seit gut zwei Jahren im Vorstand der MOTTE. Während dieser Zeit hat mich – zugegeben - Einiges irritiert, vor allem spezielle kommunikative Verkehrsformen, von denen ich angenommen hatte, sie wären endgültig überwunden. Gleichzeitig habe ich auch sehr viel dazu gelernt und meine eigene Praxis wieder einmal einer Prüfung unterziehen können. Eine echte Insiderin bin ich also nicht, dabei bin ich trotzdem und das sehr gern. So ist es gewiss vielen Menschen gegangen, die mit der Stadtteilkultur zuerst eher beiläufig in echte Berührung gekommen sind. Und dann lässt es einen einfach nicht los, weil es so gut ist. Genug der Liebeserklärung? Was mich immer beeindruckt hat, ist der grundsätzliche politisch eher linke Ansatz der Stadtteilkulturarbeit, der sich über nunmehr vier Dezennien trotz aller Veränderungen und Anpassungszwänge lebendig erhalten hat. Das Leben in den Zentren, die sich lange als selbstverwaltete Zonen sahen und selbstverständlich

hierarchiefreier als alle anderen Sozialräume waren, schienen mir die schönste Fortsetzung des studentischen Lebens an der Wende der 1970er auf die 1980er Jahre zu sein. Politisch und sozial war dort alles in Bewegung und alles möglich. Die Zentren sogen das Engagement ihrer Umgebung auf und trugen mindestens ebenso viel Engagement dorthin zurück. Gegenwelt und Protest radikal zu leben und zu organisieren, die Werte der 1968er zu tradieren, machte Spaß und hat auch viel bewirkt, für den Einzelnen jedenfalls jede Menge Selbstverwirklichung und für die Gruppen ein chaotisches Miteinander.

Ausgangspunkt für die formelle Gründung der „MOTTE – Verein für stadtteilbezogene Kultur- und Sozialarbeit e.V.“ im Sommer 1976 war der bereits wenige Jahre zuvor erfolgte Zusammenschluss von Ottenser Akteuren verschiedener Sparten der Basisarbeit, die sich aus dem Umfeld der FABRIK (gegründet 1971) aus politischen Gründen zurückgezogen hatten. Richtungsstreitigkeiten solcher Art prägen das Bild der Stadtteilkultur seit dem Beginn in den 1970er Jahren bisweilen bis heute: Die Diskrepanz zwischen dem chaotischen Zustand der inneren Verfasstheit der Organisationen und der Qualität und Wirkungsweise ihrer Arbeit markieren eine seltsame Erfolgsgeschichte. In der MOTTE wurde diese Diskrepanz immer offen gelebt, das zeigen alle Dokumentationen über die Arbeit insbesondere aus Anlass der Jubiläen deutlich. Sehr zu empfehlen ist in diesem Zusammenhang die Publikation zum 25. Jahrestag der MOTTE: „Neue Dialoge. Geschichte und Perspektiven der Stadtteilarbeit“ (VSA, Hamburg 2001). Viele der dort behandelten Themen haben einen brisanten aktuellen Bezug und die Erinnerungsarbeit ist lehr-

reich bis heute. Die Bezüge, Kontinuitäten und Brüche verweisen aufeinander: Wenn man sich mit der doch verhältnismäßig jungen Historie der MOTTE befasst, gerät man zwischen den Zeiten und Zeilen unmittelbar ins Jetzt.

Im Stadtteil Ottensen, auch „Mottenburg“ genannt, erfand sich die MOTTE also durch Aktivisten verschiedenen Alters und verschiedener Engagements, die alle das Bewusstsein einte, sich aktiv einzumischen in gesellschaftliche Gegebenheiten. Ottensen war in den 1970er Jahren ein besonderer Ort des Aufbruchs, die Sozialstruktur bot die besten Voraussetzungen für eine aufbrechende Bürgerbewegung. Verlassene Orte der Industriekultur und des Gewerbes, die man besetzen konnte, in einem verdichteten Wohngebiet mit überwiegend proletarischer Bevölkerung, bewirkten einen Zuzug von jungen Menschen, Studenten, Künstlern und Kreativen, die dort Platz für ihre Aktivitäten fanden – und blieben. Die Stadt und der Bezirk hatten wohl auch andere Pläne gehabt, die Areale sollten flächensaniert für gewinnbringendere Büro- und Dienstleistungsbetriebe genutzt werden. Widerstand war nicht vorgesehen, aber er war plötzlich da, man mischte sich erfolgreich ein in Stadtentwicklungsprozesse. Wer assoziiert da nicht gleich auch die noch präsenten Aktionen gegen die frühen Mercado-Pläne, gegen den Ikea-Neubau in der Bergstraße oder aktuell die Bebauungspläne auf dem Zeise-Parkplatz: Trotz des Milieuwandels durch die Jahre wirkt eine dieser eigentümlichen Kontinuitäten in diesem durch seine Bewohner geprägten und gewachsenen Stadtraum.

Die MOTTE fand schließlich nach einer räumlichen Übergangsphase ab Anfang der 1980er Jahre genügend Raum in der ehemaligen Zu-



STAATLICHE INSTANZEN UND IHRE KRITIKER HABEN SICH MITEINANDER VERSÖHNT

ckerwaren- oder Schokoladenfabrik, in der sie heute mit einem vor wenigen Jahren erneuerten langen Pachtvertrag zu äußerst günstigen Bedingungen residiert. Von Anfang an etablierte sich dort schnell eine auch aus bescheidenen öffentlichen Mitteln unterstützte Kinder- und Jugendarbeit, die Werkstätten wurden eingerichtet und ein Veranstaltungsportfolio entstand, das Kunstschaffende aus einer Subkultur hervorbrachte, die es danach in talentbegründeten Einzelfällen durchaus weit brachten. Nebenbei wurden auch noch eine der ersten städtischen Imkereien auf dem Dach geschaffen und ein Hühnerhof, der die Politik bis auf Senatsebene bewegte, sowie aktuell die Bewegung des „Urban Gardening“ in die Stadt gebracht, mit einer neuen Website, die die Akteure vernetzt und vieles mehr.

Intern wurde schon damals heftig diskutiert: ABM und behutsame Anfänge der Hauptamtlichkeit, konterkarieren sie nicht den Anspruch auf Selbstbestimmung und politische Praxis? Das basisdemokratische Credo bot Anlass für vielfältige Auseinandersetzungen und bestimmte den Diskurs über die nächsten Jahre, Organisationsentwicklungsprozesse und Leitbilddiskussionen finden bis heute statt. Wer bestimmt denn die Inhalte der Arbeit tatsächlich? Wie muss / soll / kann / darf die Geschäftsführung die Dienst- und Fachaufsicht wahrnehmen? Und wird man durch öffentliche Gelder, so genannte Staatsknete, nicht abhängig von den öffentlichen Geldgebern? Fakt ist, dass die staatlichen Instanzen sich mit ihren Kritikern in dieser Zeit längst versöhnt hatten. Sie nahmen den Wert der Stadtteilkulturarbeit sehr wohl wahr und unterstützten sie, weil sie schon damals die Grenzen ihrer eigenen Wirkungsmacht wahrnehmen mussten.

Die MOTTE wuchs und gleichzeitig mit ihr die Stadtteilkulturarbeit in der ganzen Stadt. Bis in die frühen 1990er Jahre wurden die Initiativen mit wachsenden Zuwendungen ausgestattet. Sie bearbeiteten Felder, zu denen die städtische Politik und Administration einen wahrnehmbar lückenhaften Zugang hatten oder den sie sich mit eigenen Mitteln allein nicht mehr leisten konnten.

Ebenso wie die MOTTE ist sich auch die Kulturpolitische Gesellschaft in ganz wesentlichen Anschauungen über 40 Jahre treu geblieben. In der Altonaer Grundsatzzerklärung von 1976 wurde die (Neue) Kulturpolitik als Gesellschaftspolitik verstanden, die „der Entfaltung und Entwicklung der sozialen, kommunikativen und ästhetischen Möglichkeiten und Bedürfnisse aller Bürgerinnen und Bürger dient und die aktive Beteiligung aller Schichten der Bevölkerung am kulturellen Leben gewährleistet“. Im Grundsatzprogramm von 2012 heißt dieses Motto schlicht „Kultur für alle und von allen“. Diese Formulierung klingt im Lichte der Erkenntnisse über den desaströsen Zusammenhang von Bildung und Sozialstruktur, die digitale Spaltung der Gesellschaft, die Herausforderungen rund um die Arbeitsfelder Inklusion und Integration sowie den demografischen Wandel und andere Phänomene der Zeit erst einmal äußerst idealistisch und das Ziel scheint unerreichbar wie eh und je. Gleichzeitig tritt dabei ein in diesen Zeiten nicht zu unterschätzendes Argument zu Tage: Die Existenz der unzulänglichen gesellschaftlichen Verfassung, die überall sichtbaren Defizite sind gerade jetzt wieder nachhaltige Argumente für die Legitimation der Kulturellen Bildung, wie sie in dieser Szene nah am Menschen praktiziert wird.

Demgegenüber steht allerdings eine kommunale und staatliche Förderpolitik, die sich spätestens seit Mitte der 1990er Jahre eher an glanzvollen und spektakulären Objekten orientiert als an der Unterstützung von Alltagskultur und der Gestaltung von wirkungsvoller Teilhabe und Chancengerechtigkeit. Breitenkulturelle Aktivitäten (Stadtteil-, Sozio-, Kinder-, Jugend-, Interkultur, Integration und Öffentliche Bibliotheken) machen in Hamburg chronisch weniger als 15 Prozent des ohnehin äußerst mageren Kulturhaushalts aus. Seit fast einem Vierteljahrhundert hat es in diesen Disziplinen kaum Zuwächse gegeben, die Festschreibung der Budgets in der institutionellen Förderung hat einen flächendeckenden Personalabbau von 30 Prozent plus X zur Folge gehabt. Diese Bilanz steht in einem krassen Missverhältnis zu den gewachsenen Kennzahlen in Bezug auf die Aufgabenfelder und Fallzahlen und belegt auf eindrucksvolle Weise, wie radikal sich die nah am Menschen arbeitenden Kultureinrichtungen verändert und optimiert haben, um mit immer weniger Ressourcen mehr denn je zu erreichen. Die von der Kulturbehörde finanzierte institutionelle Förderung für die 28 Hamburger Stadtteilkulturzentren macht heute lediglich zwei Prozent ihres Budgets aus. Die Projektförderstrukturen über die Bezirksämter und Behörden werden immer aufwändiger und komplizierter und binden wertvolle Personalkapazität, die oft durch unbezahlte Mehrarbeit der Hauptamtlichen kompensiert werden muss. Dazu kommen Anforderungen an die bauliche Substanz der Häuser, Brand- und Arbeitsschutzaufgaben, die in den meist umgenutzten Gewerbebauten nur mit großem Mittelaufwand zu finanzieren sind. Das stellt die Vereine vor nahezu unlösbare Probleme, denn



Die MOTTE in Ottensen: Entscheidender Impulsgeber für die Stadtteilkultur

AUCH DER MOTTE STEHT EIN GENERATIONS- WECHSEL BEVOR

oft fehlen durch Dauerbaustellen am Ende Einnahmen, die dringend für den Betrieb gebraucht würden. Doch durch die gute Vernetzung mit Stiftungen und privaten Förderern gelingt es dann doch immer wieder irgendwie, die Strukturen aufrecht zu erhalten.

Was hebt die MOTTE heraus aus dem Ensemble der Stadtteilkultureinrichtungen Hamburgs? Ich denke, ein Aspekt ist hier auffällig und kennzeichnet die Arbeit der MOTTE ganz besonders: ihre Fähigkeit nämlich, neue Möglichkeiten und Arbeitsfelder zu entdecken und zu entwickeln und sie dann zu entgrenzen, loszulassen in eigene Trägerschaften. In den späten 1990er Jahren waren es neben anderen gleich drei spätere Konstanten der Stadtteilkultur, bei denen die MOTTE eine Urheberschaft für sich beanspruchen kann: Die altonale, die Produktionsschule Altona und das Aktivoli-Netzwerk kamen ganz wesentlich durch Impulse der MOTTE zustande, Nachwirkungen in der ganzen Stadt eingeschlossen. Bis heute geht dieser Prozess weiter, gerade eben wurde der Arbeitsbereich „rat & info – Beratung für Jungerwachsene“ in eine andere Trägerschaft überführt.

Wenn wir heute unter dem Schlagwort „Kultur für alle und von allen“ die großen Themenfelder herausarbeiten, so sind dies aus meiner Sicht neben den genuin kulturellen Ambitionen: Bildung, Integration und die Förde-

rung des Ehrenamts. Und bei Licht betrachtet ist dies schon seit 40 Jahren so, als die Initiatoren der Kulturellen Bildung begannen, in ihren Stadtteilen aktiv zu werden, die Politik in die Hand zu nehmen und sie mit kreativen und subversiven Methoden herauszufordern und durch ihren Einsatz immer wieder Neues zu generieren, anzustiften. Die MOTTE steht wahrlich beispielhaft für diese Entwicklung. Und was kommt jetzt? Ein weiterer Organisationsentwicklungsprozess wird mit allen Beteiligten der MOTTE zu einem guten Abschluss gebracht, die kurze Verschnaufpause wird allen gut tun. Die Werkstätten und das Ehrenamt werden neu im Haus positioniert und

haben, wie die Fahrradwerkstatt, schon damit begonnen, Projekte für Flüchtlinge und mit Flüchtlingen zu organisieren. Das wird zu einer Verjüngung bei den Ehrenamtlichen führen und passt sehr gut zu den Plänen, weitere Integrationsprojekte auf den Weg zu bringen. Und auch dazu, den Betrieb zu erneuern. Wie in vielen Häusern der (Kulturellen) Bildung steht ein Generationswechsel bevor, weil viele Aktivisten von heute in den frühen 1970er Jahren begonnen haben. Sie haben profitiert von der Aufbruchsstimmung dieser Jahre, in denen Bildung und Chancengleichheit viele spätere Karrieren ermöglicht haben. Leider ist mit den Jahren die Förderung des Nachwuchses allenthalben auf der Strecke geblieben, weil das Geld für die Einstellung jüngerer Mitarbeiter über lange Jahre gefehlt hat. Es wird also auch darum gehen, selbstbewusst und strategisch gut aufgestellt und mit Argumenten bewaffnet, um die Finanzierung der MOTTE und die Fortsetzung der notwendigen Umbauarbeiten zu streiten. Da die MOTTE an dieser Stelle kein Alleinstellungsmerkmal hat, wird es hörbar und sehr bald, besser sofort, politische Debatten über die Zukunft der Breitenkultur in der Stadt geben müssen.

Und ansonsten wird in der Ideenschmiede MOTTE in allen Fachbereichen weitergearbeitet mit Lust und mit Launen. Zu tun gibt es mehr als genug!